nahe der Mutter Erde und dem Vater Land wurden sie ganz anders gedeihen, als in muffigen Kellerwohnungen und dumpfen Hinterhäusern. Das Gärtchen wird den eigenen Bedarf an Obst und Gemüse, bei billigem Boden auch an Kartoffeln, decken können und Schwein, Ziege, Kaninchen und Geflügel steuern zum Haushalt bei. Die Hausfrau soll nur einmal bedenken, was es jetzt, mitten im Krieg, bedeuten würde, wenn wir eine halbe oder ganze Million Heimstätten mit eigener Erzeugung von Fleisch, Gemüse und Obst hätten! Selbst, wenn sie nur ein Drittel des eigenen Bedarfs decken würde, wie gewaltig würde das in die Wagschale fallen. Und dann: die eigene Speckseite, die eigenen Eier, die eigenen Bohnen, Kohlköpfe und Aepfel! Und dann: in solchen Heimstätten geht der Mann nicht abends in die Kneipe, sondern gräbt das Beet um, sieht nach den Salatbeeten und raucht nach Fabrikschluß seine Pfeife auf der Bank vor der Haustüre. Und ferner: kein Streit mit den Mitbewohnern über die Waschküche und das Treppenhaus, kein Kampf mit dem Hauswirt, der deshalb so oft erfolglos ist, weil der gute Mann doch auch manchmal Recht hat, wenn er auf seinem Recht besteht. Und schließlich: Freiheit im eigenen Haus! Uns will scheinen, als ob es neben dem täglichen Brot keine, aber auch gar keine wichtigere Frage für die Hausfrau geben kann, als die: wie komme ich zu einem eigenen Häuschen?

Prof. Dr. F. Kuchner.

Wie die Frauen von Washington Kriegsübungen abhielten.

Jüngst kamen die Frauen der vornehmen Gesellschaft Washingtons zu der Ansicht, früher oder später könne ihr Land einmal in einen Krieg verwickelt werden, und so beschlossen sie, sich auf den Kriegsdienst vorzubereiten. Wie sie das taten, schildert ein ergötzlicher Brief an das „Morgenblad": 200 junge Mädchen und Frauen aus den reichsten Kreisen bezogen ein „Kriegsübungslager", in dem die Kriegsübungen abgehalten wurden. Das Lager, das Zelten bestehend, die jedoch außerordentlich groß und gut ausgestattet waren, wurde auf einer Wiese aufgeschlagen, die einem der vornehmsten Sportklubs Washingtons gehörte. Es versteht sich von selbst, daß die Frauen sich kleidsame Uniformen angeschafft hatten: kurze, praktische Khakiröcke, dunkelblaue Blusen und breitrandige Hüte. Gleich nach dem Beziehen des Kriegslagers stellten sich die ersten Schwierigkeiten heraus: wer sollte kochen? Keine der Frauen wollte das, und so blieb nichts übrig, als aus Washington ein paar Köche kommen zu lassen. Dazu kam von außen eine unerbetene Hilfe: das vornehmste Wirtshaus Washingtons eröffnete nämlich für die Zeit der Kriegsübungen ein Zweiggeschäft unmittelbar neben dem Zeltlager und machte, wie sich denken läßt, glänzende Geschäfte, denn es bezogen von ihm nicht nur die kriegsübenden Damen allerlei Eß- und Trinkbares, sondern am Abend kamen auch Väter, Brüder und Freunde der amerikanischen Amazonen, die natürlich auch nicht hungern und dursten wollten. Und dennoch führte die Magenfrage zu etwas Kläglichem: während der Kriegsübungen herrschte große Hitze, in den Küchenzelten, in denen das Kriegslager war die Hitze begreiflicherweise noch größer, und so zogen sich die Köche ihre Röcke aus; daran nahmen die vornehmen Damen von Washington Anstoß; sie fanden es zum mindesten unanständig im höchsten Grade, sich aber schließlich damit ab, daß die Frau im Kriegsdienste auch den Anblick nackter Männerarme ertragen müsse. Der demokratische Grundsatz der Gleichheit ließ sich unschwer durchführen, da es sich ja nur um Angehörige der besten Kreise handelte, und da im übrigen die körperliche Größe für die Reihenfolge maßgebend war, konnte sich keine der Damen beschweren. Unangenehm empfunden sie es aber, daß nur auf je 5 Damen des Kriegslagers ein Spiegel kam, und noch schlimmer war es, daß zwischen dem Waschen am Morgen und dem Frühstück nur wenige Minuten zur Benutzung des Spiegels vorhanden waren. Allein man wußte sich zu helfen, indem man Kleiderbürsten mit blankpolierten Stiftoberflächen einführte! Die eigentlichen Kriegsübungen kommen in dem norwegischen Briefe sehr kurz weg, was wohl daran liegt, daß sich die Damen nicht allzuviel damit abgegeben haben: es wurden ein paar Vorträge über Ernährung und ähnliche Dinge gehalten, es wurde Unterricht in der Behandlung Leichtverwundeter erteilt — das war alles. Im ganzen aber waren die Damen Washingtons nach Ablauf der Kriegsübungen sehr damit zufrieden, daß sie 14 Tage lang Uniformen getragen hatten und in Reih und Glied zu den Mahlzeiten marschiert waren.

Einmachen der Früchte ohne Zucker.

Die Zentral-Einkaufs-Gesellschaft gibt in diesen Tagen ihr Listes Heft von nützlichen Ratschlägen heraus. Wie immer, berücksichtigt es das augenblickliche Bedürfnis. Es ging diesem Heft aus der Marmelade-Abteilung eine kleine Broschüre voraus, die die nützliche Verwendung der teilweise überzuckerten vorjährigen Marmelade anordnet. Bekanntlich können Vereine aus der Verlags-Abteilung der Z.-E.-G. diese Heftchen umsonst beziehen, die eine großzügige Belehrung darstellen.

Der kurz gefaßte Inhalt stellt fest, daß das Einmachen sich auf Zuckerlosigkeit einstellen muß. Ferner, daß Schwefel, Salizylsäure, Ameisensäure, Fettverschluß zu meiden sind. Kostspielige Einmachverfahren sind deshalb nicht näher beschrieben, weil die Fabrikanten mit Apparaten und Gläsern ausgiebig Vorschriften versenden.

Festgestellt wurde: die Keimtötung hat am sichersten durch Hitze zu erfolgen.

1. Durch 3 maliges unterbrochenes Kochen der Früchte, damit durch lange Kochzeit sich der natürliche Zucker seiner Früchte nicht in Karamel umwandelt, wie z. B. bei der Bereitung von Pflaumenmus und Apfelkraut.

2. Durch vollständige Abtötung der Bakterien in strömendem Dampf.

3. Durch Verhinderung neuer Keime durch Zusatz von Benzoesäure-Natron, das amtlich in einem Mengenverhältnis von 1 g auf 1000 erlaubt wurde.

4. Durch Trocknen der Früchte.

5. Verwendung von Essig.

6. Anhang von Konserven, von Gewürzpflanzen.

Die Süßstoffe der Früchte müssen durch Mischung mit sauren Früchten besonders in Marmelade und Mischkompotts berücksichtigt werden.

Sacharine sind unerlaubt, weil sie wichtigeren Ausgaben vorbehalten werden sollen. Dagegen ist die Verwendung von Weißzucker, der hier und da noch vorhanden, möglich, wenn er zweimal gekocht wird und mit 1 g kohlensaurem Natron auf 1 Kilo beim Kochen entfernt wird. Der etwas leimige Geruch verliert sich nach längerem Kochen, man kann aber einige Tropfen Arrak, wie bittere Mandelessenz, Zitronat, Vanille passend zur Deckung des Geruchs verwenden. Zuckerwarenladen, Honig, Stärkesirup sind kleine Hilfen, besonders bei Herstellung süßsaurer Konserven. —

Einiger neuer Verschlußhilfen ist noch Erwähnung getan, welche zweckmäßig scheinen, aber noch nicht für Konserven ausprobiert sind. —

Durch Verbindung neuer Keime mit Fleischsaft lassen sich nach der „Zeitschrift für angewandte Chemie" durch Einlegen in zu Pulver gelöschten Weißkalk vor dem Verderben sichern und jahrelang aufheben. Der Boden einer Kiste wird etwa 10 cm hoch mit Weißkalkpulver bedeckt, dann werden Fleischwaren werden so, daß sie sich gegenseitig nicht berühren, hineingelegt. Kalk wird darauf gestreut, und so fort Fleisch und Kalk geschichtet. Zur Aufbewahrung ist jeder trockene Ort geeignet. Auch Eier lassen sich auf diese Weise lange frisch erhalten.

Statistisches über die Langlebigkeit der Frauen.

Die besondere Vorliebe der Amerikaner für statistische Untersuchungen geht anläßlich der neuesten Volkszählungen in den Vereinigten Staaten zu einer auf zahlenmäßig festgestellten Beobachtungen beruhenden Betrachtung über die Langlebigkeit der beiden Geschlechter. Während bis zum 5. Lebensjahr das Verhältnis der Mädchen zu den Knaben von 1000 zu 1026 ist, also die Zahl der männlichen Geburten die der weiblichen überwiegt und dieses Verhältnis sich zugunsten der männlichen Bevölkerung noch bis zum 50. Lebensjahre steigert, in welchem man auf 1000 Frauen 1188 Männer zählt, nimmt hierauf die Zahl der Männer auffallend ab. Im 44. Lebensjahre ist die Differenz bereits ausgeglichen und 100 Frauen hinaus wird die Zahl der Frauen stets größer als die der Männer. Gegenüber 1000 60jährigen Männern wurden 1033 60jährige Frauen gezählt, und bei 100jährigen ist das Verhältnis 1000 zu 1500 zugunsten der Frauen. Da im Gangen der in den Vereinigten Staaten 2 662 288 Männer mehr leben als Frauen, ergibt sich hieraus der Schluß, daß die Frauen im Durchschnitt unbedingt ein höheres Alter erreichen. Nach Ansicht einiger Aerzte dürfte diese Erscheinung auf das Fehlen des Tabakgenusses bei den Frauen zurückzuführen.

Weibliche Abteilungen an den öffentlichen Arbeitsnachweisen.

Eine Petition des Bundes Deutscher Frauenvereine an das Reichsamt des Innern fordert weibliche Abteilungen an den öffentlichen Arbeitsnachweisen und deren zweckentsprechende Ausgestaltung. Das Reichsamt des Innern hat diese Petition den Bundesregierungen zugehen lassen mit der Empfehlung, sie den Arbeitsnachweisen weiterzugeben.

Handfertigkeitslehrgänge für männliche und weibliche Jugendpflege

im Regierungsbezirk Erfurt sollen im Laufe dieses Sommers in kurzfristigen Kursen zur Ausbildung von Lehrern und Lehrerinnen abgehalten werden. Um weitesten Kreisen die Teilnahme daran zu ermöglichen, wird ihnen die Eisenbahnfahrt dritter Klasse sowie ein Zehrgeld je nach Art der Kurse von 1—4 Mk. für den Tag vergütet. Anmeldungen von Kursusteilnehmern sind beim Magistrat in Erfurt anzubringen.

Der Kindersegen in Berlin

nimmt seinen fast ungestörten Fortgang trotz des Krieges. Es wird die Franzosen nicht wenig wundern, wenn sie hören, daß allein im Februar je eine Mutter ihr 16., 17., 18., 19. und sogar ihr 20. Kind auf die Welt brachte, drei Frauen bekamen ihr 14., 11 ihr 13., 8 ihr 12., 5 ihr 11., 7 ihr 10. Kind, und 14 Mütter wurden mit Zwillingen gesegnet. Ob wohl Paris auch so eine Statistik aufweisen kann?

36 000 Frauen im Eisenbahndienst.

Die guten Erfahrungen, die die Eisenbahnverwaltung mit den Versuchen im Wagenreinigungsdienst machte, ermutigten zur Heranziehung der Frauen auch in anderen Dienstzweigen. So werden jetzt Frauen an der Bahnsteigsperre, als Türschließerinnen, in der Bahnunterhaltung, im Kanzlei-, Telegraphen- und Abfertigungsdienst und in den Werkstätten, überhaupt in mannigfachen Dienstzweigen mit durchaus befriedigendem Erfolge beschäftigt.

Knackmandeln.

Lösung des Rätsels aus Nr. 26:
„Radium".

Richtige Lösungen gingen ein R. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 33. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Böhmelt, G. Eisemann, Frau Toni Wetterling, Richard Birdel, Franz Baasch, Kurt Ritter, Arnold Hielscher, Paul Herm, Curt Marschner, Otto Jenisch, Erwin Hielscher, Walter Häder, Georg Häder, Hermann Bertram, Marie Schultze, Frau M. Wassermann, Erna Cotzmann, Karl Hebestreit, Oskar Hanke, Emil Schmidt, Anneliese Müller, K. Krause;

von auswärts: Wölser, Schlettau, Weber, Neuhen, Alfred Hoffmann, Merseburg, Walter Hartmann, Schkeuditz, Käthe Hesekiel, Michelstr, Alfred Rulosf, Hettstedt, R. Hitschke, Alt-Scherbitz, Karl Bellecke, Dessau, Emil Richter, Eisleben, Luise Rühlmann, Ernsleben, P. Trümpler, Querfurt.

Die Prämie: Aus dem Füllhorn der edlen Musika,

entfiel auf Frau Toni Wetterling, hier.

Rätsel aus dem Schützengraben.

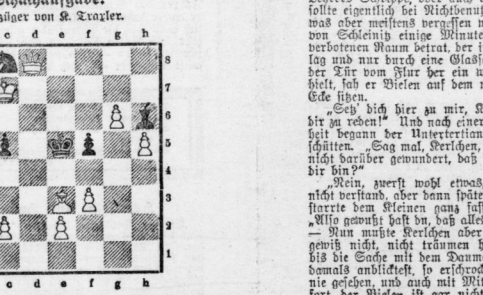
Die Köchin hat es im Gebrauch,
Doch wir im Felde kennen's auch.
Dort ist es klein, hier riesengroß
Und Unheil sprang aus seinem Schoß.
Der Plan gelang! Ein Donnerhall!
Vernichtet sind die Feinde all!
Fest halten wir ihre Stellung jetzt
Und haben es sogleich besetzt.

Prämie: „Die Wunder der Elektrizität" von Th. Kulemann.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Dienstag früh an die Redaktion des „General-Anzeigers" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.

Dreizüger von K. Traxler.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 26.

Zweizüger.

W. Kb4, Da6, Se5, Be5, d2, e6, f5.
Schw. Kd5, Sb2, Be7, d3, e4.

1. Da8—a1, beliebig; 2. Dreifach matt.

Verlag und Druck General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen. Verlag von Gebrüder Ruck, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Ernst Eliester, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage

des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 27 — **Halle, Sonntag, den 2. Juli** — **1916**

Ein Leben ohne Liebe
Ist wie Reben ohne Triebe;
Ein Leben ohne Glauben
Ist wie Reben ohne Trauben.
Drum, ob dir sonst nichts bliebe,
Laß beides dir nicht rauben!

Bodenstedt.

Kerlchen.

Eine Novelle aus dem Kadettenleben
von **Felix Neumann.**

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Und nun kamen bessere Zeiten für den bisher über die Achsel angesehenen Sextaner und „Schnappsack". Schon am nächsten Morgen trat der Umschwung ein. Als der Sturm auf die Frühstücksemmeln begann, langte Bielen über die Köpfe der anderen in gewohnter Weise hinweg, aber anstatt eine Semmel zu nehmen, wählte er zwei große, weiche, blonde und der dazugehörigen Butter, und Eberhard, der bescheiden im Hintergrunde geblieben war, glaubte an ein Märchen, als der Untertertianer und „Kompagniestrammste" ihm das Gebäck in die Hand drückte mit der kurzen Worten: „Die Plackerei hat nun für dich ein Ende, und wenn jemand anderes kommt und bei dir „beißen" will, dann sagst du es mir!"

Und bald erzählte man sich's im ganzen Kompagnierevier, daß der starke, ungehobelte Bielen, der Schrecken aller schwächeren Kadetten, sich den kleinen Schleinitz als „Schutz" zugelegt habe, d. h. auf dem besten Wege sei, enge Freundschaft mit dem Frischling zu schließen. Als aber die Geschichte mit dem Daumen herauskam und die Runde machte, begriff man alles, und selbst die, die anfänglich über die Marotte gelacht hatten, fanden bei näherer Betrachtung, daß der kleine Schleinitz in der Tat ein patentes „Kerlchen" sei und daß in der ganzen Angelegenheit ritterlich benommen habe. Und so wuchs die Zahl der Freunde, und der Name „Kerlchen" wurde Eberhard von Schleinitz dauernd verliehen. Eines Abends nach dem Abendbrot sagte der Lange zu ihm: „Komm einmal hinauf ins Musikzimmer, ich habe dir etwas Wichtiges mitzuteilen!" Das Musikzimmer war ein abgelegener Raum im obersten Stockwerk und lag neben dem Montierungskammerraum. Hier pflegten die Kadetten, die Klavier- oder Violinunterricht hatten, in Gegenwart des Lehrers Schrippe, oder auch allein, und der Raum sollte eigentlich bei Nichtbenutzung verschlossen sein, was aber meistens vergessen wurde. Als Eberhard von Schleinitz einige Minuten später zaghaft den verbotenen Raum betrat, der im tiefen Dämmerlicht lag und nur durch eine Glasscheibe im oberen Teil der Tür vom Flur her ein wenig Beleuchtung erhielt, sah er Bielen auf dem morschen Sofa in der Ecke sitzen.

„Setz' dich hier zu mir, Kerlchen, ich habe mit dir zu reden!" Und nach einer Pause der Verlegenheit begann der Untertertianer sein Herz auszuschütten. „Sag mal, Kerlchen, hast du dich denn gar nicht darüber gewundert, daß ich plötzlich so gut zu dir bin?"

„Nein, zuerst wohl etwas, weil ich alles das nicht verstand, aber dann später nicht mehr." Bielen starrte dem Kleinen ganz fassungslos ins Gesicht. „Also gewußt hast du, daß alles so kommen würde?" — Nun mußte Kerlchen aber doch lachen. „Nein, gewiß nicht, nicht träumen hab' ich's mir lassen, bis die Sache mit dem Daumen kam. Wie du mich damals anblicktest, so erschrocken, wie ich dich noch nie gesehen, und auch mit Mitleid, da wußte ich sofort, der Bielen ist gar nicht so schlimm, wie die anderen immer sagen, und darum hätte ich mich auch lieber totschlagen lassen, als ich dich verraten hätte!" — — „Weißt du, Kerlchen, an dem Abend, als ich beim Leutnant von Wende war, hat er mir auch gesagt, ich sei ein Rüpel nach außen hin, und auch faul, aber er kenne mich genau, schlecht wäre ich nicht, und sieh mal, Kleiner, da hat's mich gepackt, und die Scham ist über mich gekommen, und als Wende sagte, er wolle nichts melden, wenn ich ihm verspräche, besser zu werden und alle Roheiten abzutun, da habe ich ihm die Hand darauf gegeben und mein Ehrenwort! — Und in den folgenden Tagen, da ist es so über mich gekommen, das Freundschaftsgefühl für dich, Kerlchen. Du bist es doch, der mich umgewandelt hat. Hättest du gepetzt, dann wäre ich in Arrest gekommen, wäre vielleicht nicht versetzt worden, und weißt du, das wäre das Ende gewesen, weil ich schon zu alt bin. Und sie haben schon Kummer genug zu Hause mit mir gehabt!" Der große Junge hatte das Haupt tief sinken lassen und in die Hand gestützt, und Eberhard rückte unmerklich heran und legte seinen schmalen Arm um die Schultern Bielens. „Bleib so, wie du jetzt bist, und alles wird gut werden!" — „Ich habe Angst, Kerlchen", kam es beklommen zurück. „Aber Bielen, wovor? Du und Angst!" —

„Vor mir selbst, Kerlchen, vor mir selbst. Dieser verdammte Jähzorn, der mich manchmal überfällt, und die Lust an Streichen. Hier sitzt es, hier!" Und er beugte mehrmals den stämmigen, kraftstrotzenden Arm. Weißt du, Kerlchen, ich habe zuviel davon, viel zu viel. Das muß sich Luft machen, in Unfug und manchmal auch in Quälereien Jüngerer. — Ach, wenn man doch hin und wieder einen Schimpf nehmen und gegen die Wand schleudern dürfte, oder eine Fensterscheibe zertrümmern, um sein Mütchen zu kühlen, aber überall Aufsicht, überall heißt es brav sein, das halte ich nicht aus, das tötet mich, Kerlchen, mir ist elend zumute, hilf du mir!" — Mit herzlichem Mitleid hatte der Freund zugehört. „Ich will aufpassen, Bielen, daß du nichts Dummes mehr machst. Und wenn du es tun willst, dann werde ich dir meine rechte Hand zeigen mit der Narbe. Sieh, sie ist noch immer zu sehen, und der Oberlazarettgehilfe hat gesagt, daß sie immer zu sehen sein wird. Aber das schadet nichts. Ihr verdanke ich unsere Freundschaft!" Da nahm der lange Bielen die kleine, feine Hand zwischen seine beiden nervigen Fäuste. „Wirst du Wort halten?" — „Ja, Bielen", kam es feierlich zurück. „Ich schwöre, dir treu und gut zu bleiben, wenn du mir versprichst, auf mich zu hören!" Da ging mit dem langen, bösen Bielen das gute Herz durch, ein Schluchzen rüttelte seinen Körper, und Eberhard mußte seine ganze Ueberredungskunst zusammennehmen, um den Kameraden zu trösten. In diesem Augenblick hörte man auf dem unteren Flur den Kadetten vom Dienst zum Abendgebet herausrufen. Bielen sprang eilig auf. „Auf ewige Freundschaft!" — Und ehe es sich Eberhard vom Schleinitz versah, fühlte er die Lippen des Kameraden zum Freundschaftskuß auf die seinigen gedrückt.

Im November war Eberhards Geburtstag. Es war im Kadettenkorps Sitte, daß für jene Kameraden, die sich besonderer Beliebtheit erfreuten oder sonstwie eine Rolle spielten, vorher auf den Stuben gesammelt wurde. Jeder Kadett besaß nämlich in seinem Schrank ein sogenanntes „Nippfach", das er je nach Geschmack und Mitteln mit Bildern, Vorzeichnungen, Freundschaftszeichen und Tand ausschmückte, und es gab Zöglinge, deren Fach geradezu ein Wunder des Geschmackes war. Ging nun am Abend vor dem Geburtstage ein Sammelbote herum und rief den Namen des zu Beschenkenden aus, dann spendete, wer wollte, etwas aus seinem Fach. Es lohnte sich daher nur, sammeln zu gehen, wenn eine „Persönlichkeit" Geburtstag hatte, sonst mußte der Bote gewärtigen, mit Spott überschüttet oder gar hinausgeworfen zu werden. Am Abend vor Eberhards Geburtstag hatte der lange Bielen einen Kopfkissenbezug zu einem sackartigen Gegenstand zusammengeknotet und war, einem Altwarenhändler gleich, von Stube zu Stube gewandert. Fast überall öffneten sich die Hände freiwillig zu großen und kleinen Gaben, wo aber ein Widerstrebender war, der meinte, sich drücken zu können, redete der Große ihm sanft ins Gewissen: „Also ein schäbiger Kerl bist du?" — Wo unkomerodschaftlich? Nichts zum Geburtstag schenken, aber abschreiben von anderen im Unterricht, das konnst du!" Selbst der größe Geizhals entnahm da schließlich seinem Schmuckfach eine Kleinigkeit. Nach zwei Stunden kehrte der emsige Freund von seinem „Wikingerzug" zurück. Auf zwei großen Tischen wurden die Gaben aufgebaut, während ein Freund den kleinen Schleinitz auf dem Flur festhalten mußte. Und dann kam der Augenblick der feierlichen Bescherung kurz vor dem Abendapell. Eberhard war starr vor Staunen. Da standen Bilder des Kaisers und seiner Familie in schönen Rahmen, Nippfiguren aller Arten und Sorten waren mehr vorhanden, als drei Fächer seines Schrankes zu fassen vermochten. Lesebücher, Photographiealbum, Briefbeschwerer, Tintenwischer und alles, was ein junges Kadettenherz nur erfreuen kann, war aufgehäuft, und der zweite Stubenälteste konnte sich nicht enthalten, mit einem Blick auf Bielen zu sagen: „Kunststück, solch Aufsatz, wenn der sammelt!"

Und Bielen stand strahlend mit verschränkten Armen neben den Tischen, von überall her waren Kadetten zu Besuch auf Stube 5 gekommen, so daß das Zimmer gedrängt voll war. Der kleine Eberhard konnte nicht fassen, daß ihm das alles gehören sollte.

Am nächsten Mittag beim Appell übergab ihm der Hauptmann einen gelben Postwaketabschnitt, und nach dem Essen fand er auf der Stube ein Kistchen vor, das der Aufwärter vom Dienst vor seinen Schrank gestellt hatte. Es war die kleine, bescheidene Liebesgabe der Mutter, und während die ganze Stube sich auf dem Exerzierplatz beim Spiel tummelte, borste er in Ruhe auspacken. Er hatte ja Geburtstag, da drückte selbst der Stubenälteste ein Auge zu. — Obenauf lag ein Strauß Heidekraut, den die alte Dame vor den Toren des Städtchens, wo sie ihre schmale Pension verzehrte, selbst gepflückt hatte. Dann erschien ein großer Napfkuchen, einige Taschentücher mit dem Namenszug gestickt, ein köstliches Notizbuch, einige Stücke Seife in buntem Karton, und endlich ein Brief, der in den zärtlichsten Ausdrücken von den Hoffnungen und Sorgen eines Mutterherzens Kunde gab. Und dem kleinen Eberhard war, als ob alle Pracht des gestrigen Aufbaues verblasse vor diesen geringen Liebesgaben. Er nahm den Brief und küßte die letzte Zeile, auf der die Worte standen: „Deine dich innig liebende Mama." Er glaubte die Töne des Chorals zu hören, der jeden Geburtstagsmorgen von der Mutter gehalt worden war, ehe man ihn an den Tisch führte, und es wurde ihm, der er nun zum ersten Male fern von Hause weilte, weich ums Herz. Da fühlte er plötzlich eine Hand auf seiner Schulter, und Bielen, der sich leise vom Spielplatz

Gedenktage der Woche.

2. Juli 1724 * Klopstock in Quedlinburg († 1803).
1778 † Rousseau in Ermenonville († 1712).
1911 † Felix Mottl in München († 1856).
1914 † Joseph Chamberlain in London († 1836).
1915 Die Armee Linsingen schlägt die Russen in Galizien.

3. Juli 1866 Schlacht bei Königgrätz.
1898 Vernichtung der spanischen Flotte durch die Amerikaner bei Santiago de Cuba.

4. Juli 1776 Unabhängigkeitserklärung Nordamerikas.
1914 † der Romanist Hermann Suchier in Halle († 1848).
1915 Erstürmung der Höhen von Krasnik in Südpolen durch die Oesterreicher.

5. Juli 1884 Togo unter deutschen Schutz gestellt.
1907 * Kuno Fischer in Heidelberg († 1890).
1915 Niederlage der Italiener bei Görz.

6. Juli 1415 Hus in Konstanz verbrannt.
1877 † Hackländer in Leoni am Starnberger See († 1816).
1901 † Fürst Chlodwig Hohenlohe in Ragaz († 1819).

7. Juli 1783 † Der Dichter Lichtwer in Halberstadt († 1719).
1828 † der Theologe Niemeyer in Halle († 1754).
1915 der Ital. Panzerkreuzer „Amalfi" von einem österr. U-Boot versenkt.

8. Juli 1455 Prinzenraub in Altenburg.
1838 * Graf Zeppelin in Konstanz.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191607029/fragment/page=0001

herausgeschlichen hatte, stand hinter ihm. — „Du weinst, Kerlchen?“ — „Aber nein, Bielen, warum wohl, es ist nur, daß ich sie so sehr lieb habe!“ — „Wen?“ fragte der Große. — „Nun, die Mutter!“ — „Ach so“, war die Antwort, „ich glaubte schon“ — — Da mußte Eberhard herzlich lachen. „Von allen Freunden bist du mir doch der liebste!“ Und Bielen wurde heiter und erzählte: „Weißt du, Kerlchen, warum ich herausgekommen bin? Denke dir, eben läßt mich Wende auf den Spielplatz rufen und sagt mir: „Es sind jetzt seit vier Wochen keine Klagen über Sie eingelaufen. Ihr Klassenlehrer lobt Ihre Aufmerksamkeit und Ihr gutes Betragen. Ich habe mit dem Herrn Hauptmann gesprochen, Sie dürfen nächsten Sonnabend und Sonntag zum ersten Male nach langer Zeit wieder auf Heimaturlaub!“ Nein, wie ich mich gefreut habe, denke dir, nach Hause! — Nach Hause, und du, Kerlchen, dem ich doch das eigentlich verdanke, mußt mit! Ich habe Wende gleich gebeten, dich mitnehmen zu dürfen, und er hat so verschmitzt gelacht und gesagt: „Das ist recht, Bielen, begangenes Unrecht muß wieder gut gemacht werden: wenn's Ihren Eltern lieb ist — — ich habe nichts dagegen und wohl der Hauptmann auch nicht!“ — Und Bielen packte den Kleinen, tanzte mit ihm im Zimmer umher, bis man sich darauf besann, daß ein großer Napfkuchen noch unberührt auf dem Tische stand.

Rechtzeitig traf die formelle Einladung von Gut Großbeiden, das nur eine kleine Bahnstunde von P. entfernt lag, ein. Der Major a. D. und Rittergutsbesitzer Bielen schrieb, daß er seinen Sohn für Sonnabend nachmittag und Sonntag zu beurlauben bitte und die Einladung auf den Kadetten Eberhard von Schleinitz ausdehne. Sonnabend, — während des Unterrichts, zitterte Eberhard um seinen Freund; wie oft schon war Bielen ein Urlaub in letzter Stunde durch die Meldung eines Lehrers verlassen worden. Die Turmuhr schlug zwölf, der Unterricht war zu Ende, und ein gütiges Geschick hatte Bielen selbst durch die lateinische Stunde schlüpfen lassen, die seine Hauptfeindin war! Unmittelbar nach dem Essen stürzten die Freunde mit einigen anderen Glücklichen, die ebenfalls Eltern oder Verwandte in der Nähe hatten, auf die Kompagniekammer, wo der Verwalter, ein alter, mürrischer Feldwebel-Leutnant, sich blutenden Herzens von der besseren Sonntagsgarnitur trennte und sie unter furchtbaren Verwünschungen, wenn sie nicht in gutem Zustande wieder abgeliefert werde, herausrückte!

Heute klangen Bielen und Schleinitz diese Scheltworte wie himmlische Musik in den Ohren. Auf der Stube wurden schnell die Knöpfe über die Putzgabel gezogen, die Haare mit Pomade eingeschmiert, und gegenseitig machte man sich den berühmten Scheitel, der bis ins Genick herunterging, und ohne den ein richtiger Kadett sich nicht außerhalb der Anstalt sehen ließ. Aus dem unterften Schrankfach nahm man frische, weiße Handschuhe, bürstete sich ab, und den Beschluß machte eine kleine Atmungetasche, die jeder Kadett für Urlaubsreisen besaß und der die wichtige Aufgabe zufiel, bei der Heimatreise die „Fressalien“ aufzunehmen, die meistens in Süßigkeiten und den — verbotenen Fleischwaren bestanden. Je dickmuchiger sich die Tasche blähte, um so mehr Ansehen besaß der Eigentümer bei den Stubengenossen, die natürlich einen zeichlichen Prozentsatz abbekamen.

(Fortsetzung folgt.)

Offizierspatrouille.

Skizze von Curt Kühne.

(Nachdruck verboten.)

Ein unsichtiges, fahles Morgenlicht lag über der Landschaft. Längs der Uferhöhe, verdeckt durch dicke Sauerdornhecken, zog sich der Schützengraben, einige hundert Meter dahinter lief die Landstraße; an ihr lag ein einzelnes, in Trümmer geschossenes Gehöft, nur der Schornstein und der Kochherd waren stehengeblieben, alles andere war ein wüster Haufen von Steinen, Balken, Brettern und Ziegeln. Daraus dehnte sich in mächtiger Breite bis zu den in unsichtigem Grau sich verlierenden jenseitigen Uferhöhen das Flußtal: zwischen ganzen Wäldern von Weidengestrüpp und breiten Streifen Kies und Sand schlängelte sich in zahlreichen Armen, ein Bild der Urzeit, der mit schnellen Wellen von dem fernen Gebirge herabrinnende Bergstrom.

Ein fahler Streifen im dunkeln Gewölk, der Vorbote der aufgehenden Sonne, war der einzige, hellere Ton in diesem grau in grau getönten Landschaftsbilde.

Tiefe Stille. In dem Schützengraben standen unbeweglich die Posten und spähten scharfen Auges in das Dämmergrau des Morgens. Es war gestern scharf hergegangen. Ein paarmal hatten die Russen versucht, das Flußtal zu überschreiten, heftiges Feuer hatte sie immer wieder zurückgetrieben.

Wie die Schatten lösten sich jetzt mehrere Gestalten von dem Schützengraben los, eine Offiziers-patrouille. Voran ein junger Leutnant, den Karabiner umgehängt; ein alter Landwehr-Unteroffizier folgte, dessen langer Bart sich bereits grau färbte, dann ein paar Mann.

Weit auseinandergezogen ging die Patrouille vor.

„Hier muß man kriechen wie ein mauender Kater“, bemerkte Unteroffizier Bachmann, der dem

Hallenser Studentenlied.

Verfungen und verklungen
Sind Lautenspiel und frohes Lied!
Die Saiten sind zersprungen,
Die Rosen sind verblüht,
Mit denen einst sie schmückte
Ihr wunderseidenbraunes Haar,
Als ich ans Herz sie drückte
Vor einem langen Jahr.

Blind ward der blanke Bieber,
Mit dem ich Terz und Quarten schlug
Dem Gegner kreuzquerüber
„Zum grünen Kranz“ im Krug.
Auch die Gefährten alte,
Sie sind im Feld, gleich dir und mir:
Ich war Student in Halle,
Jetzt bin ich Kanonier.

Und unterm Waffenrocke
Trag' ich mein schönes, buntes Band,
Und eine braune Locke
Im Herzen noch als Pfand. —
So taht die Rosse treiben:
Galopp und Schritt, Galopp und Schritt,
Und müßt ihr mich begraben,
Erbt Band und Locke mit.

Trompeter, blas ein neues Lied,
Von Tod und Liebe, Schlacht und Sieg,
Das schmetternd durch die Lüfte zieht;
Blas' uns ein Lied vom Krieg! — —
Leb' wohl, du süßes Mägdelein,
Dein braunes Haar, mein buntes Band,
Das nehm' ich mit ins Grab hinein . . .
Hurra, mein Vaterland!

Kurt Siemers (in der Liller Kriegszig.)

jungen Leutnant auf dem Fuß durch das dichte Weidengestrüpp folgte, dessen schwankes Gezweig ihnen ins Gesicht peitschte.

Der junge Offizier lachte. „Immer vorwärts!“ sagte er und wand sich so schnell und geschickt durch das Dickicht, daß Unteroffizier Bachmann kaum zu folgen vermochte. Der Schweiß troff ihm der Morgenkühle von den Stirnen, als die Patrouille den jenseitigen Rand des Gebüsches erreichte. Unter einer unterwaschenen und abbrökelnden Böschung rauschte der Fluß in scharfer Kurve zu ihren Füßen.

„Jetzt gibt's ein kaltes Bad“, meinte Leutnant Helms, „aber immer vorwärts!“

„Das Wasser geht uns hier mindestens bis an den Hals!“ gab Bachmann zu bedenken, und spähte scharf hinab. „Wir tun wohl besser, eine Furt zu suchen.“

Ein leichtes, ungeduldiges Zucken ging über die Züge des jungen Offiziers. „Wenn es nicht zu sehr aufhält!“ entgegnete er.

Wieder spähte Unteroffizier Bachmann aus. „Oberhalb geht's!“ meinte er. In dem klaren Wasser zeichneten sich dort, wo der Fluß sich teilte, große Steinblöcke ab, die zum Teil aus dem Wasser ragten.

Die Patrouille tauchte in das Weidengebüsch zurück und ging die kleine Strecke flußaufwärts.

„Also hier bei der alten, überhängenden Weide sind wir übergegangen“, bemerkte Bachmann. „Es ist wegen des Rückwegs“, setzte er erklärend hinzu.

Leutnant Helms sprang als erster ins Wasser. Es war eiskalt und drang im Umsehen durch Stiefel und Gamaschen. Der erste Flußarm, den sie durchschritten, war flach, kaum knietief. Wieder ein Stück Weidengestrüpp folgte. Jetzt kam der Hauptarm, — anfangs mußte man waten, dann ermöglichten die unregelmäßig liegenden Felsblöcke den Uebergang; sie waren glatt vom Wasser und boten nur schwer dem Fuß einen Halt. Leicht wie eine Gemse sprang der junge Offizier voran, langsam und vorsichtig folgte der alte Unteroffizier mit seiner Mannschaft.

Die Leute hielten und verschnauften einen Augenblick.

„Vorwärts, immer vorwärts!“ mahnte Leutnant Helms. „Wir müssen vor Tageslicht die feindlichen Stellungen schon wieder im Rücken haben.“

Es folgte ein breiter, kahler, mit Kies bedeckter Streifen, hier und da unterbrochen von Schwemmsand oder offenen Wasserlachen. Kleine Bachstelzen wippten anmutig durch das Gestein, und ein paar Wildenten zogen mit schimmernden Flügeln ab.

Derstreut auf dem ganzen Strande aber lagen dunkle, undeutliche Körper, hier starrte eine Hand empor, dort ein fahles Gesicht: tote Russen.

„Aha!“ brummte Bachmann, „hier haben sie die erste Salbung bekommen. Unser Feuer hat ja leidlich gestiert.“

Der junge Offizier war einen Blick auf die regungslosen Gestalten, sein Blick drang vorwärts.

Da richtete sich ein Schwerverwundeter auf, der unter den Toten liegengeblieben, und stieß einen röchelnden Ruf aus!

„Gebt dem armen Kerl zu trinken“, sagte der Leutnant. „Ein Verwundeter ist unser Feind nicht mehr.“

Einer der Füsiliere hielt dem Russen seine Feldflasche an den Mund und ließ ihn trinken.

Lieber nahm ein dichtes Weidengestrüpp die Späherschar auf. Man näherte sich den jenseitigen Uferhöhen.

„Jetzt leise!“ mahnte Bachmann seine Leute, „wir können jeden Augenblick auf die feindlichen Gräben stoßen.“

Wie die Katzen schlichen die Füsiliere, voran Leutnant Helms. Plötzlich hielt dieser inne, lag die Zweige eines dichten Weidengebüsches auseinander, — lachend. Dahinter lagen zwei Russen, die Horchposten, die Köpfe auf den Ellenbogen, fest eingeschlafen. Leutnant Helms bückte sich, nahm eines ihrer Gewehre und riß mit einem Griff die Kammer heraus. Ebenso geschah's mit dem zweiten. Unteroffizier Bachmann lachte wohlgefällig in seinen grauen Bart. Die Gewehre wurden dann im Gebüsch versteckt.

Weiter ging's mit Katzenschritten. Plötzlich hörte man Stimmen, die aus der Erde zu schallen schienen, — fremde Laute! Die feindlichen Gräben waren erreicht. Wo jeder ging und stand, tauchte er in Deckung.

Leutnant Helms stand neben einer alten Weide. Alle lauschten angestrengt, da faßte der Leutnant ins Gezweig und zog sich leicht empor; im nächsten Augenblick saß er im Gestrüpp des niederen Baumes. Deutlich zogen sich zwanzig Schritt vor ihm die feindlichen Gräben, deutlich sah er die zweite Linie mit fest eingebauten Maschinengewehren und Batterien. Er riß eine Meldekarte heraus, und mit fliegendem Stift skizzierte er die feindliche Stellung.

„Tadellos, Bachmann!“ rief er leise hinunter, „ich übersehe die ganze Front.“

Im selben Augenblick knallte ein Schuß, — wie ein getroffener Vogel stürzte der junge Offizier aus den Zweigen. Mit Mühe fing ihn Unteroffizier Bachmann und einer seiner Leute in ihren Armen auf.

„Wir nehmen ihn mit!“ befahl Bachmann mit einer vor Erregung heiseren Stimme und steckte die zu Boden gefallene Meldekarte zu sich. Zwei Mann trennten die Gewehre, hoben den Leutnant in ihrer Stellung darauf, seine Arme um ihren Nacken gelegt und brachen wie verfolgte Hirsche durch die Deckung. Die anderen rissen die Gewehre hoch, da guckten gelbe Gesichter durch die Büsche, Schnellfeuer knallte ihnen entgegen, dann fort, fort, fort, kopfüber, kopfunter, schweißtriefend, durch Gebüsch, über Wurzelknollen, durch Wasserlachen, über Stock und Stein.

Die Russen hatten sich durch das scharfe Feuer täuschen lassen. Einige Schüsse knallten, aus Gewehrgrün gefeuert, ohne zu treffen, ihnen nach.

Erst bei dem Uebergang über den Hauptarm des Flusses, in der Nähe der eigenen Stellung, hielt die Patrouille inne und ließ, selbst zum Tode erschöpft, den schwerverwundeten Leutnant zu Boden gleiten. Dieser war totenbleich, die Lippen fahl, kalter Schweiß stand auf der Stirn.

Bachmann beugte sich zu ihm nieder. Der junge Offizier atmete schwach, Bachmann sah, daß es unmöglich war, ihn weiter zu bringen. Er winkte seinen Leuten, gegen etwaige Verfolger eine Ausnahmestellung einzunehmen. Ein Mann setzte über den Fluß, um Krankenträger zu holen.

„Bachmann“, sagte der junge Offizier da, plötzlich klar die Augen aufschlagend, „ich glaube, sie könnten mein Vater sein.“

„Jawohl, Herr Leutnant!“ antwortete der alte Unteroffizier.

„Ich fühle, Bachmann, es ist aus mit mir“, fuhr Leutnant Helms fort, „aber das bischen Leben muß noch vorhalten, einen Augenblick, ich habe noch eine Pflicht zu erfüllen. — Ich bin ein Mädchen lieb gehabt, ich wollte mich kriegstrauen lassen, — meine Eltern wollten es nicht. So unterblieb's. Die Sohnespflicht siegte. Und doch fühle ich mich in

Nöte-Mädchens Schuß. Sie sei mir ihre leise Klage gegeben, soll ich, für mich kann Sterben gelten als etwas, was ich ihr noch geben kann? Sagen Sie, Bachmann, Sie selbst sind Vater, — meinen Sie nicht?“

„Wenn sie würdig ist“, versetzte der Alte.

Ein Leuchten ging über die Züge des Sterbenden. „Sie ist es!“ versetzte er. „Bachmann, Ihre eigene Tochter ist's.“

Der alte Unteroffizier fuhr zurück, keines Wortes mächtig.

„Erschrecken Sie nicht!“ fuhr der junge Offizier fort und faßte die Hand des Alten. „Ihre Tochter hat auch das Gericht des strengsten Vaters nicht zu scheuen. Ein glückliches Lächeln spielte um seine bleichen Lippen, „ich holte sie ab aus ihrem Geschäft; wir fuhren Boot auf dem Strom, ich sprach sie, ob sie meine Frau sein wolle. Sie sagte, sie wolle nicht in eine Familie eindringen, die möglicherweise sie nicht achte, sie wollte erst den Willen meiner Eltern hören. Meine Eltern sagten Nein! Sonst, Bachmann, wäre sie jetzt meine Frau. So soll sie's jetzt sein. Es ist mein letzter Wille. Schreiben Sie, Bachmann, ich will's unterzeichnen.“

Der alte Unteroffizier schwankte. „Schreiben Sie, schreiben Sie!“ drängte der Sterbende. „Es ist nicht viel Zeit mehr.“

Da schrieb Bachmann, der Leutnant unterzeichnete mit fast unsicherlicher Hand.

Das Gebisch knackte, die Träger nahten mit der Trage. Der junge Offizier lag stumm und steif.

„Wir brauchen keine Trage mehr“, sagte Bachmann mit versagender Stimme und erhob sich schwer, nachdem er dem Toten die Augen zugedrückt hatte. Und wieder starb ein Held!

Allerlei Taufgeschichten.

Von Dr. Johannes Kleinpaul.

„Das Patenkind des Armee“, so lautet die eigenhändige Unterschrift des deutschen Kronprinzen auf einem Kabinettbilde, das ihn mit seiner am 6. April 1915 geborenen Tochter Alexandrine Irene darstellt, und von dem er am Jahrestage der kleinen Prinzessin jedem Angehörigen der Armee einen Abzug übermittelte. Nachdem sein Schwager, der Herzog von Braunschweig, im Mai 1914 bei der Taufe seines erstgeborenen Sohnes neben zahlreichen hohen Einzelpersönlichkeiten auch das ganze erste schwere Reiterregiment in München, zu dessen Offizieren er vor seiner Thronbesteigung gehörte, zu Gevattern geladen, hatte der deutsche Kronprinz bei der Geburt seiner ersten Tochter seine ganze ruhmreiche fünfte Armee, an deren Spitze er kurz vorher Longwy erobert hatte, und die Besatzung des Kriegsschiffes „Kronprinz“ als Paten gewählt.

Das sind zweifellos Gevatterschaften, die nicht so leicht überboten werden. Gleichwohl sind sie nichts Neues. Unerhörtes. Schimpfe darüber, es sich habe um die Neubelebung eines alten Brauches, der schon in der Reformationszeit ganz allgemein war. So stand Dr. Martin Luther i. J. 1532 mit 54 anderen Gevattern bei dem Sohne Hans Lösers, des ihm befreundeten Schloßherrn zu Predick an der Ede, und Kurfürst Christian II. von Sachsen war während seiner kurzen Regierungszeit von 15 Jahren 90 mal Pate. Ein reicher Dresdener Bäckermeister war ihm jedoch darin weit über; er erhielt in fünf Jahren 300 Gevatterbriefe, der Unglückliche, kennt er wurde dadurch bankerott! Damals war es nämlich Sitte, daß die Patenkinder alle Ostern und Neujahr ihre Paten besuchten und sich von ihnen beschenken ließen — zu Ostern erhielten sie vorzugsweise Ostereier —, und das ging vielen über die Kräfte, weshalb schließlich i. J. 1626 ein Landtag zu Torgau sich mit der Sache befaßte und kurzerhand das viele Gevatterstehen und diese Neujahrs- und Osterbesuche bei hundert Gulden Strafe verbot. „Wäre denn in unseren Zeiten es nicht genug“, so schrieb damals der Dresdener Hofprediger Lesser, „wenn der Vater, der Prediger, der Kirchner (nebst dem Zeugnisse des Kirchenbuches) bezeugten, das Kind sey getauft? Nun, so nehmt die Mißbräuche des Gebens, das Beschenken der Kinderweiber, die Kinder-Luckerbissen, das Auflegen für die Schüler (die singende Currende). Heimbürgin, Armenleute und wie alle Lutzmeien heißen, hinweg. Geht zur Kirche und verrichtet das Werk, und dann lehre jeder nach Hause.“

Schon i. J. 1569 ermahnte Kurfürst August von Sachsen, als er den Superintendenten Daniel Greser zum Paten für seinen jüngsten Sohn erwählte, den ihm befreundeten geistlichen Herrn, sich „wegen des Patengeldes keine Ungelegenheiten zu machen, obwohl „Vater August“ sonst für allerlei Aufmerksamkeiten seiner Landeskinder keineswegs „unempfänglich“ zu sein pflegte. Aber das gute Beispiel, das er damit gab, hat nicht lange und nicht weit gewirkt. Noch 200 Jahre später machte sich der Hofnarr Kaspar Hese lustig, indem er, als ihm seine Frau einen Sohn schenkte, von seinem „Narrenhäuschen“ das heute noch neben der Dresdener Brücke steht) mit einem großen Tragkorbe voll Patenbriefe auf dem Rücken ins Schloß hinüberritt und den ganzen Hof zu Gevattern lud.

Zu jener Zeit, als der Dresdener Hof die größte Pracht entfaltete, wurden auch häufig Mohren, Türken und dergleichen Leute in Elbflorenz getauft; so 1683 zwei Mohren, 1690 ein Türke, 1691 sechs Türken und eine Mohrin, 1693 ein Türke, 1694 zwei Türkenkinder, 1696 ein Mohr, 1699 eine Mohrin und ein sechzigjähriger Lappländer, 1700 eine Türkin und zwei Türken, 1703 eine Türkin, 1704 eine Mohrin, 1713 ein Türke, 1716 ein Mohr und 1735 ein — Mennonit! Eine solche Taufe war dann allemal ein Hauptereignis. So wurde Sonntag, den 5. März 1699, „zur Unterbrechung der opulenten Fastnachtsfestlichkeiten“ auf dem Altmarkte in der Schloßkirche eine Türkin getauft, und der ganze Hof mit seinen fürstlichen Gästen war zugegen; sie hatte 24 Paten und bekam als Patengeld nicht weniger als 500 Gulden „eingebunden“.

Auch derartige korporative Gevatterschaften, wie sie zum an braunschweigischen und am Kaiserhofe vielen aufgenommen worden sind, waren in jener Zeit an den prunkvollen südlichen und mitteldeutschen Höfen bereits recht häufig. So lud Herzog Christoph von Württemberg, als ihm am Neujahrstage 1554 nach dem ersten Sohne und fünf Töchtern der zweite Sohn (Ludwig) geboren wurde, in der Freude seines Herzens den ganzen, gerade in Stuttgart versammelten Landadel zur Taufe. Es war dies i. J. 1561 der furfürstlich sächsische Oberhofmarschall Hans Georg Freiherr von Reckenberg die gesamte oberlausitische Landschaft zu Gevattern; sie sollten, wie es in dem denkwürdigen Gevatterbriefe heißt, am 15. November in Dresden in seinem Hause, „wo nicht in gesambt, doch durch beliebige abgesandten, groß und gemein erscheinen und sein in Sünden gebornes Söhnlein dem Herrn Christo durch ein andächtiges gebeth für tragen helffen“. Die Ritterschaft und Stände der Oberlausitz beantworteten dies in ihrem Einbinths-Brief“ durch den Entschluß: „Unserem Rathen zum Pathenpfennig 500 fl. Meißnisch aus dem Mittel der Landt- und Trankleuer einzubinden und der wohlgeborenen Frau Sechsmöchnerin auff das Bette 100 fl. Meißnisch zu übereignen“. Die i. J. 1622 geborene Prinzessin Luise von der Pfalz hatte aber sogar ein ganzes Königreich zu Paten. Ihr Vater, der aus der Geschichte des Dreißigjährigen Krieges bekannte „Winterkönig“, hat, als er nach dem unglücklichen Ausgange der Schlacht am Weißen Berge (8. Nov. 1620) nach Holland floh, dort die Generalstaaten, die Gevatterschaft für seine in der Verbannung geborene Tochter zu übernehmen, und gab ihr zur Erinnerung daran den Namen Hollandine. Die gleiche außergewöhnliche Ehre wurde schon elf Jahre vorher einem minderer Hochgeborenen zuteil, der zufällig i. J. 1611 während der Verhandlungen über den Osterbussischen Akkord das Licht der Welt erblickte; es war der nachmalige berühmte niederländische Seehelb Enno Dobens Star.

Begreiflicherweise waren mit so glänzenden Taufzeremonielen auch immer prunkvolle Feste verbunden. So veranstaltete der Landgraf Moritz von Hessen im Jahre 1596 bei der Taufe einer Tochter in Kassel ein Ringelrennen mit glänzenden Aufzügen und Turnieren zu Fuß und zu Pferde. Nicht weniger glänzend war die Taufe, die Herzog Julius von Braunschweig und Lüneburg im Jahre 1590 ausrichtete, als ihm von der Herzogin Hedwig, einer brandenburgischen Prinzessin, das siebente Töchterchen, das letzte seiner elf Kinder, geboren wurde. Er ersuchte außer einer Reihe fremder Fürsten auch Prälaten, Ritterschaft und Städte, die Patenschaft zu übernehmen. Nur die Stadt Braunschweig selbst mit der er damals im Streite lag, blieb ausgenommen. Die Taufe fand mit großem Festgepränge unter Teilnahme vieler Fürsten, die mit 600 Pferden in Wolfenbüttel einzogen, statt, und 500 Geistlichkeit brachte über 600 Taler und verehrte der Herzogin und dem jungen Fräulein kostbare Kleider und schwere goldene Ketten.

Fürstenkinder haben nicht nur viele Paten, sondern sie bekommen auch viele Namen. Die meisten hatte wohl der unglückliche Prinz, von dem am 5. März 1780 die Prinzessin von Asturien entbunden wurde. Denn er wird Mühe gehabt haben, sie alle auswendig zu lernen! Sie lauteten: Carolus, Dominicus, Eusebius, Raphael, Nikolaus, Antonius, Johannes, Nepomucenus, Gabriel, Julianus, Vincentius, Ferrer, Andreas, Avelinus, Ludovicus, Ferdinandus, Angelus, Franziscus, Paschalis, Joachimus, Cajetanus, Ignatius, Emanuel, Raimundus, Januarius und Franziscus de Paula! Vielfach erbten sich auch dieselben Vornamen in den betreffenden Geschlechtern fort. Bekannt sind in dieser Hinsicht, durch ihre zahlosen „Heinriche“, die Fürsten Reuß. Nach demselben Muster bestimmte auch im Jahre 1726 der damalige Kanzler der Universität Halle, Johann Peter von Ludewig, als er seine einzige Tochter mit dem derzeitigen Landrat des Niederbarnimer Kreises, Karl Gottlieb von Hille, vermählte, in dem darüber aufgesetzten Ehevertrag ausdrücklich, alle Kinder und späteren Nachkommen des Paares sollten Ludwig und Luise getauft werden. Bürgerliche und namentlich ländliche Kreise mußten sich lange mit einem Vornamen begnügen. Bemerkenswert ist in dieser Beziehung folgende Eintragung des weiland Pastors Christoph Chemnitius, im Taufregister des Dorfes Lißdorf bei Eckartsberga: „Anno 1658. Am 3. Aprilis eine Dochter, Anna Liese genannt, in der herrlichen Taufe, welche sie am Palmsonntage war der 4. Aprilis, erlangt. Diese ist das erste Kind, dem ein Bauer hat zwei Namen geben lassen, und zwar ein alter Bitterschön (Hirten galten damals für unehrlich) und Scheffelbrescher, welcher heut zu Tage Edelleute werden.

Das Leben ist ein Raub,
Das Leben eine Reise;
Wer weiß, wer's morgen nimmt?
Wer's hat, genieß' es heute.
Rückert.

Aus der Welt der Frau.

Es wird kein Ding so schön gemacht, es kommt ein Spötter, der es veracht'; drum gehe fix und schweige still, es mache ein jeder, wie er will.
Alter Spruch.

Hausfrau und Heimstätte.

In der „Deutschen Hausfrau“ lesen wir: Bald nach dem Ausbruch des Krieges besannen sich nachdenkliche Leute, wie sich wohl der Uebergang in den Frieden — den man damals noch für näher bevorstehend hielt — gestalten werde. Die Erfahrungen nach dem Krieg 1870/71 waren in vieler Hinsicht höchst unerfreulich, nirgends aber mehr als auf dem Gebiete der Wohnungsversorgung der kleinen Leute, wo geradezu ungeheuerliche Mißstände zutage traten. Der heimkehrende Krieger fand unerschwingliche Mietpreise, — hatte er dafür gedultet und gelitten? Und wird es, so muß jeder sozial Gesinnte fragen, nach dem kommenden Frieden ebenso sein? Und welche Mittel gibt es, um dem vorzubeugen? Denn das ist jedenfalls richtiger, wie das Unheil erst abwarten.

Die Erfahrung lehrt unwiderleglich, daß jeder allgemeine Aufschwung der öffentlichen Verhältnisse die Preise des Bodens und damit der Wohnungen in die Höhe treibt. Um den unbemittelten Veteranen davor zu schützen, muß ihm die Oeffentlichkeit, Reich, Staat oder Gemeinde, mit allen Mitteln den Erwerb einer eigenen bescheidenen Heimstätte ermöglichen. Aus dieser Erkenntnis heraus trat vor einem Jahr in Berlin ein Hauptausschuß für Kriegerheimstätten zusammen, dem heute über 2500 Vereine mit einer 3 Millionen Mitgliedern angehören. Der „Hauptausschuß“ erstrebt ein Gesetz, das für die Errichtung solcher Heimstätten die Grundlage bieten kann. Geplant sind Wohnheimstätten, an jedem Ort, wo der Krieger sich ansiedeln will, mit einem Gärtchen, dessen Größe je nach dem Bodenpreis verschieden sein wird. — und Wirtschaftsheimstätten gärtnerischer oder landwirtschaftlicher Art, deren Ertrag eine vielköpfige Familie ernähren kann; diese letzteren würde man allerdings nur Kriegern geben können, die etwas dafür vorgebildet sind. Ueberall ist Kleintierhaltung vorzusehen. An verfügbarem Boden wird kein Mangel sein, und ebenso ist nach gründlicher Prüfung durch Fachleute die Beschaffung des Geldes auch für die Anlegung von Hunderttausenden durchaus möglich. Geschenkt kann und soll nichts werden; aber durch weitgehenden Kredit hofft man mit Sicherheit, eine massenhafte Siedlung in Stadt und Land ermöglichen zu können, die ohne dies nicht möglich ist, da das Baugewerbe Kleinwohnungen in der nötigen Anzahl nicht erstellt, weil es nicht genug daran verdienen kann.

Und nun fragen wir: geht das die deutsche Hausfrau etwas an? Die Frage ist fast töricht, denn jeder Erfahrene weiß, daß die Hausfrau mit der Wohnung in viel tieferen Beziehungen steht, als der Mann. In voller Wahrheit muß deshalb gesagt werden: die Kriegerheimstätte wird genau ebenso für die Frau errichtet, wie für den Mann, und der „Hauptausschuß“ wünscht solche Heimstätten überhaupt nur für verheiratete Krieger! Dort können und sollen Kinder aufwachsen, die gesunde Kinder, um die schweren Verluste des Krieges wieder auszugleichen. In Licht und Luft